

Eine neugefundene griechische Liebeselegie

Autor(en): **Parsons, Peter J.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Museum Helveticum : schweizerische Zeitschrift für klassische Altertumswissenschaft = Revue suisse pour l'étude de l'antiquité classique = Rivista svizzera di filologia classica**

Band (Jahr): **45 (1988)**

Heft 2

PDF erstellt am: **10.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-35141>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Eine neugefundene griechische Liebeselegie

Von Peter J. Parsons, Oxford

Gegenstand der Beschäftigung des Papyrologen ist das Kleine, sind armselige Fetzen, denen wir immer wieder interessante neue Tatsachen entlocken zu können hoffen oder doch wenigstens interessante neue Zweifel. Die Kleinigkeit, die ich Ihnen heute vorlegen möchte, kommt aus der antiken Stadt Oxyrhynchos. Dort fanden die Archäologen eine Reihe von Schutthaufen, und darin die Papyri bis zu sechs Metern hoch aufgehäuft. Die Ernte von zehn Jahren Ausgrabungen waren fünfzigtausend Stück Papyrus. Davon bleibt immer noch ein Berg von Fragmenten zu bearbeiten. Unser Bruchstück soll demnächst, im 54. Band der Oxyrhynchus-Papyri¹, veröffentlicht werden; es wird hier mit der Erlaubnis der Egypt Exploration Society, London, zur Diskussion gestellt.

col. i

]c ζβεccεδεεονπυρ
] .. [] . φροτοκοιc
] . γ . . . οναμφιπυκαccac
] . . . ντριποδα
 5] . . . ονηνυποσηκων
] . μενοςστοματι
] . . ριφουτιναχρηνημφ.
] . α . ουπαθεος
]παραιποσιθηκυακινθου
 10]φνικε . ηριαδος
]τμ . . οιοτ . . ε . αν

col. ii

. δεκιθαιρωνοcδρυμοχορου[
 μυστικιαυνβακχαιωνια[
 ηχηceυπαταγουπροcποδα[
 15 ινδωικυλονερωτοceθηκα . [
 παιδιcυνορχηcτηνθυρcονε[
 ναιμηναλκμηνηcκρατεροc[
 ηδελεοντειηνωcποτεναιρε . [
 ηυκομουθρηικocυλακατετη . [
 20 αυλονερωταλαβωνπροcδε . [
 πανταδαθειcχωρονμαλελε[
 ρυcaσθαιχαλεπωνθυμονε[
 ψυχηπροcτιναμυθονεχωκα . [

Unsere Kleinigkeit war schon von Anfang an klein. Der literarische Text steht auf der Rück- oder Versoseite, die Schrift verläuft also quer zu den Fasern.

* Leicht gekürzter Text eines Vortrages, gehalten am 5. 12. 1985 an der Universität Bern. Der Verfasser möchte denen (besonders Herrn Arnd Kerkhecker, Tübingen), die seinen ersten deutschen Entwurf gründlich verbessert und verdeutlicht haben, herzlich danken.

¹ Soeben erschienen in: *The Oxyrhynchus Papyri*, vol. LIV (1988), edd. P. Parsons and J.-M. Bremer, Nr. 3725, S. 58–64.

Er ist links und rechts beschädigt, aber oben und unten vollständig, und besteht aus zwei Kolumnen. Wieviel fehlt, lässt sich nicht bestimmen. Nur, weil die letzte Zeile ein Hexameter ist und das Gedicht aus Distichen besteht, vermischen wir mindestens eine dritte Kolumne. Es war also eine Buchrolle, und sie ist, was die Höhe betrifft, in Originalgrösse erhalten. Aber diese Höhe beträgt weniger als 8 cm: Es war also sozusagen ein Taschenbüchlein. Wir kennen zwar aus der frühen Kaiserzeit andere kleine Buchrollen mit griechischer Dichtung, z. B. den Herondas des British Museum. Das scheint damals modern gewesen zu sein. Aber diese anderen sind doch grösser: mindestens 12 cm hoch. Im Vergleich zu ihnen erscheint unsere Rolle fast als winzig. Soweit ich sehe, kennen wir nur zwei Rollen, die noch kleiner sind. Die eine, in Berlin, ist von Schubart und Wilamowitz veröffentlicht worden (BKT V 1, 75): Sie berechnen die Originalhöhe auf 4–5 cm und sagen, etwas puritanisch, weil die Rolle erotische Epigramme enthält: «Wir lernen ein Format kennen, geeignet für ein Poesiebuch, das eine elegante Dame rasch in dem Busen verbergen konnte.» Die andere, noch winzigere, enthält eine Konjugationstafel des Verbs λείπειν von einer sehr unbeholfenen Hand und mit vielen orthographischen Fehlern abgeschrieben, so etwas wie das Büchlein «Tutti i verbi greci», das bei den englischen Studenten sehr beliebt ist. Ob das etwa in dem Busen eines nicht so ganz vorbereiteten Schülers versteckt werden sollte, können wir nur vermuten. Das Format unseres Papyrus ist jedenfalls ungewöhnlich. Soweit für die Antike der Unterschied zwischen Buchhandelsexemplaren und privaten Abschriften klar zu bestimmen ist (und da kann man nicht zu weit gehen, denn wir finden mancherlei Zwischenstufen), gehören alle diese Rollen der zweiten Gruppe an. Dazu kommt, dass unser Text auf der Versoseite steht. Auf der Rektoseite finden sich Reste einer Rechnung mit Geldsummen in Drachmen: die letzten Zeilen von zwei Kolumnen und darunter ein Rand von 4,5 cm. Unser Kopist nahm, wie es scheint, die Rechnung, die von ziemlich grossem Format gewesen sein muss, schnitt den untersten Teil ab und schrieb auf die leere Rückseite dieses Streifens seinen Text. Also nicht eine Buchhandlung, sondern «Do it Yourself».

Dazu stimmt auch die Schrift. Es ist keine Schönschrift, sondern eine halb-kursive, schnell und nachlässig geschrieben. Meistens trennt der Schreiber die Buchstaben voneinander ab, befließigt sich also einer literarischen Manier. Er verrät sich aber mit den Ligaturen, die z. B. Epsilon mit Iota oder Epsilon mit Rho verbinden, auch mit Buchstabenformen wie der des Beta, das sowohl in kursiver Gestalt, oben deckellos, wie in normaler vorkommt. Abgesehen vom Trema setzt er keine Interpunktionen und keine Lesezeichen. Seine Orthographie zeigt zwei Eigentümlichkeiten: Z. 1 ζβέσσε statt σβέσσε, 9 θῆκ' (mit Kappa) statt θῆχ' (mit Chi), die ich keiner Freiheit der Dichtersprache zuschreiben könnte, sondern nur der damaligen Aussprache. Unser Schreiber war kein Professioneller.

Dieser Schreiber schrieb in dilettantischer Schrift auf gebrauchtem Papyrus im 2. Jahrhundert n. Chr. (das Datum ist aus der Schrift zu erschliessen) in

einer Kleinstadt der römischen Provinz Ägypten einen Text, der ohne Schwierigkeit als ein Gedicht in elegischen Distichen zu identifizieren ist.

Kommen wir jetzt zum Text. Erhalten ist eine ununterbrochene Folge von 23 Versen, aber alle Verse sind verstümmelt. Wir brauchen einen Ausgangspunkt, und den finden wir in Z. 17 *ναὶ μὴν*. Diese Partikelverbindung bedeutet dasselbe wie *καὶ μὴν* 'ja wahrlich', das sehr oft in einer Steigerung oder bei einem Übergang einen neuen Gedanken einführt. Aber *ναὶ* klingt anspruchsvoller als *καὶ*; *ναὶ μὴν* kommt nur in der Dichtung vor, und zwar, wenn man von einem Fragment des Empedokles (76, 2 DK) absieht, wo die Herausgeber Xylanders Verbesserung *καὶ* annehmen, nur bei hellenistischen und kaiserzeitlichen Dichtern. *Ναὶ μὴν* begegnet schon bei Theokrit, *ναὶ μὴν καὶ* dann bei Arat. Katalogdichter fanden beides sehr bequem: Nikandros hat *ναὶ μὴν* neunmal, *ναὶ μὴν καὶ* fünfmal; Oppian der Kynetiker bevorzugt *ναὶ μὴν*, Oppian der Halieutiker *ναὶ μὴν καὶ*. Ähnlich findet sich *ναὶ μὴν* im Autorenverzeichnis des Meleagros, aber auch in gewöhnlichen kurzen Epigrammen, nämlich bei Damagetos und bei Diogenes Laertios.

Damit wird etwas Neues eingeführt. Es geht um Herakles. Zu lesen ist *Ἀλκμήνης*. Zu *κρατερός* fehlt ein Substantiv, das natürlich 'Sohn' bedeuten muss; also *Ἀλκμήνης κρατερός γόνος* oder *πάϊς*. Im nächsten Vers steht ein Nebensatz, eingeleitet mit *ὥς*; auch hier fehlt ein Substantiv, zu *λεοντείην*; dafür ist nur am Zeilenende Platz. Man denkt sofort an *βίην* (Beta passt ziemlich gut zu der letzten Buchstabenspur). Dieselben Wörter an derselben Stelle im Vers hat der Epigrammendichter Marcus Argentarius (A.P. 9, 221, 2). Aus *ἦδέ* ist zu schliessen, dass ein anderer Nebensatz vorangeht, mit einer anderen Gewaltsleistung des Herakles, beispielsweise: *ναὶ μὴν Ἀλκμήνης κρατερός [γόνος, ὥς ἔλε κάπρον], ἦδὲ λεοντείην ὥς ποτ' ἔναιρε βίην*, «Ja sogar der mächtige Sohn des Alkmene, als er den Eber einfing und des Löwen Gewalt umbrachte ...».

Soweit heroische Taten. Aber Z. 19 *Ἥλως* und 20 *ἔρωτα* leiten etwas anderes ein. In solchem Zusammenhang kann die Ergänzung *κατετήκ[ετο]* als sicher gelten. Am Ende brauchen wir etwas, das die Genitive regiert, etwa *κάλλει*. «Herakles verzehrte sich nach der Schönheit des Hylas, des schönhaarigen Thrakers.» Die Geschichte kennt jedermann. Auffallend aber ist, dass Hylas hier Thraker heisst. Nach Apollonios Rhodios (1, 1213) war der Vater des Hylas ein Dryoper. Hygin sagt (14, 11), *Hylas ... ex Oechalia, alii aiunt ex Argis*. Die Dryoper wohnten um das Oetagebirge, wurden von Herakles vertrieben und siedelten nach der Peloponnes über. Das könnte die verschiedenen Versionen bei Hygin erklären. Aber auch der Oeta ist nicht in Thrakien. Es könnte sein, dass unser Dichter eine uns unbekannte Fassung des Mythos entdeckt hatte; es könnte aber auch sein, dass er in Beziehung auf die Landkarte Griechenlands ganz einfach ein Ignorant war.

Der Heros verliebt sich, *ἄλλον ἔρωτα λαβών* – das heisst, zu den zwölf Mühen kommt eine weitere, die Liebe. Die letzte Spur auf der Zeile 20 passt

sehr gut zu einem Kappa; wenn mit δεκ[ein neues Wort beginnt, liegt die Ergänzung auf der Hand: Der Dichter baut seine Witze arithmetisch aus; Liebe ist die dreizehnte Mühe, ἄλλον ἔρωτα λαβὼν πρὸς δεκ[άτωι τρίτατον, oder so etwas.

Bekanntlich verlor der Heros den Geliebten. Hylas ertrank. Herakles suchte überall nach ihm, aber vergebens. Die Geschichte wird neben andern auch von Theokrit und Apollonius Rhodius erzählt. Bei Apollonius lesen wir (1, 1248f.) ἀμφὶ δὲ χῶρον / φοῖτα κεκληγῶς, «H. irrt, stöhnend, um den Ort»; bei Theokrit (13, 65) πολὺν δ' ἐπελάμβανε χῶρον, «er durchreiste manchen Ort». χῶρον taucht noch einmal in unserem Text auf, Z. 21. Im allgemeinen ist das alles verständlich: Herakles, «überall (πάντα χῶρον) suchend, hofft sein Herz von argem Jammer zu befreien». In Z. 22 wäre so etwas wie θυμὸν ἐ[ὸν καμάτων zu ergänzen. In 21 vermissen wir ein Verbum, das sich vielleicht in ελε[versteckt; als pis-aller hatte ich an ἐλε[ίσσετο, also ἐλίσσετο, gedacht, der Itazismus wäre in dieser Handschrift nicht ganz unwahrscheinlich, «Er bat jemanden (z. B. die Götter), ihm zu helfen». Aber mit δαυεις weiss ich nichts anzufangen. Zwei Möglichkeiten: (1) Delta ist δέ; oder (2) wir erlauben uns ein Asyndeton, und δαυεις ist ein Wort für sich. Aber sowohl ἀυεις als δαυεις sind, soweit ich sehe, unseren Handbüchern unbekannt. Man vermutet ein Partizip. Am nächsten läge δαεις 'wissend'. Wenn das richtig ist, muss angenommen werden, dass entweder der Abschreiber sich eines Schreibfehlers oder der Dichter sich einer falschen analogischen Neubildung (nach der normalen Partizipialendung mit Theta) schuldig gemacht hat. Doch solche Annahmen sind immer gefährlich, zumal auch die Bedeutung nicht befriedigt; man erwartet nicht 'wissend' oder (falls das möglich ist) 'erfahrend', sondern 'durchsuchend' oder dergleichen. Ich gebe es auf und bitte um Hilfe.

Manche Einzelheiten bleiben also unerklärt. In Umrissen jedoch erkennen wir eine kleine Erzählung: Herakles und Hylas. Auf die letzte Zeile, 23, kommen wir später zurück.

Wenn wir uns jetzt dem vorhergehenden Teil des Gedichtes zuwenden, so tauchen hier einige Eigennamen auf, die als Leitfäden dienen können. Der erste steht in Z. 9, wo Ὑακίνθου deutlich zu lesen ist. Auch hier eine Liebesgeschichte: Apollon verliebt sich in den schönen Hyakinthos; der Knabe aber wird vom Diskos des Gottes erschlagen. Aus seinem Blut spriesst die Hyakinthoblume auf. Kurz vorher, Z. 4, liest man τρίποδα; auch das könnte auf Apollon deuten. Nehmen wir also an, dass sich mindestens vier Distichen, Z. 3–10, mit Apollon befassen.

Was folgt darauf? Z. 11 Tmolos: der heilige Berg, Geburtsort (nach gewissen Quellen) des Zeus, Geburtsort oder Aufziehungsort des Dionysos, wo auch Apollon und Pan ihren musischen Agon veranstalteten. Z. 12 ein anderer Berg, Kithairon. Dann Z. 13 Βάκχαις, 16 θύρσον: Hier befinden wir uns gewiss in einer dionysischen Gesellschaft. Bakchantinnen tanzen auf Bergen. Z. 12 haben wir sowohl Berg als δρυμοχορου[. Wenn aber Z. 12 zur bakchantischen Tanz-

partie gehört, so auch der zugehörige Hexameter, Z. 11. Auf den Tmolos kann Dionysos so gut Anspruch erheben wie Apollon.

Das sind drei Distichen, in denen es um Bakchantisches geht – und auch, wie es nach Z. 15 scheint, um die Liebe. Wer liebt wen? Wenn Ἴνδῶι und παιδί sich auf dieselbe Person beziehen, könnte der Geliebte ein Knabe sein, gerade wie Hylas, und der Liebhaber könnte, gerade wie Herakles, ein Gott sein, also Dionysos. Wenn diese Annahme zutrifft, gewinnen wir einen Ausgangspunkt zur Herstellung der Verse. Wir brauchen dazu eine allgemeine Struktur, die bis auf weiteres aus der Herakleserzählung entliehen werden kann. Da steht Herakles als Subjekt. Es folgen seine berühmten Taten (Nebensatz), dann – dem Grausam-Heroischen gegenübergestellt – seine Liebe (Hauptsatz). Nehmen wir an, dasselbe Muster gelte für Dionysos. Die ersten zwei Distichen, 11–14, enthalten dann die wohlbekanntesten, sozusagen die berufsmässigen Geschäfte des Gottes; mit 15–16 kommen wir zum Hauptpunkt, seiner Liebe.

Im Umriss also: «Dionysos, der auf den Bergen mit seinen Bakchantinnen tanzt, verliebte sich in den indischen Knaben.» Was die Einzelheiten betrifft:

Z. 11 Es muss ein anderer Ortsname, wahrscheinlich ein Bergname, vorgehen. Πέζαν bedeutet ‘Rand’: Es wird von der Küste gesagt, von einer Quelle, einem Wald, einem Sternbild. Hier könnten wir den Bergrand als das Vorgebirge verstehen. Aber das ist wohl zu wörtlich genommen. Bei Nonnos kommt πέζα sehr häufig vor, und zwar in der abgeschwächten Bedeutung ‘Landstrich, Strecke’, «mit Genitiv» (sagt das Nonnoslexikon) «manchmal nur periphrastisch». Die «Tmoloszone» ist einfach «der Tmolos».

Z. 12 ἡδέ leitete wahrscheinlich einen zweiten Akkusativ ein, πέζαν beigeordnet. Man denkt beispielsweise an σκοπιάς ‘die Höhen’; das Epitheton könnte ein Genitiv sein zu Κιθαίρωνος oder ein Akkusativ zu σκοπιάς, also δρυμοχόρου[ς]. Insgesamt: Dionysos beherrscht (oder dergleichen) «den Tmolosberg und die Höhen des Kithairon, wo im Walde getanzt wird». δρυμόχορος ist in den Lexika nicht zu finden. Unter den anderen Komposita auf -χορος gibt es keines, das als ersten Bestandteil den Ort des Tanzes nennt. Nicht nur neu, sondern auch unerwartet.

Z. 13 Das tut der Gott «mit den mystischen Bakchantinnen». Darauf folgt ωνία[. Das Trema über dem Iota bezeichnet gewöhnlich einen Wortanfang; in diesem Fall wäre ων ein Wort für sich, und wahrscheinlicher ὦν Relativum als ὦν Partizip. Das Versmass fordert, dass das Iota eine lange Silbe bildet, und Wörter, die mit ἰᾶ- beginnen, sind nicht so zahlreich. Am besten würde man vielleicht dem verführerischen Reiz des Ergänzens widerstehen. Wenn man aber etwas wagen will, finde ich keine bessere Möglichkeit als das Verbum ἰα[χε, etwa ἰα[χεν εὐιοσ ἀυδή, «mit den Bakchantinnen, deren Ruf ‘Euoi, euoi’ laut erscholl». Aber das Präteritum ist unangenehm, wo man ein Präsens erwartet.

Z. 14 εὐπάταγος ist natürlich dasselbe wie εὐκέλαδος. Aber das Wort ist neu, und wiederum unerwartet, denn andere Komposita auf -πάταγος gibt es keine. Im klassischen Griechisch bezeichnet πάταγος verschiedene Geräusche,

niemals aber das der menschlichen Stimme. Das könnte auch hier gelten. Der Dichter denkt an das Geräusch der bakchantischen Musik. Was den Satzbau betrifft, könnten wir – angenommen, dass in der vorigen Zeile ein Verbum steht – am ehesten einen Genitivus absolutus vorschlagen: zum Beispiel πρὸς πόδα[ς ἐρχομένης, ὀρνυμένης «als der fröhliche Lärm dem Fusse (des Gottes, nämlich) folgte».

Z. 15 Prädikat ist wahrscheinlich ἔθηκ-. Wenn aber Dionysos Subjekt ist, brauchen wir ἔθηκε (mit Elision) oder ἔθήκατ[ο. Nach dem Alpha kann kein Tau gelesen werden; also erhält ἔθηκ' den Vorzug. Objekt σκύλον ἔρωτος, «Beute der Liebe». Jeder Liebhaber ist Krieger: Wir erkennen einen sehr gewöhnlichen Bildtypus. Manchmal erobert der Liebhaber, und die Geliebte wird seine Beute. Zuweilen siegt aber auch die Geliebte und plündert den Gefangenen. Das tun im wahrsten Sinne des Wortes die geldgierigen Maitresses von Properz und Ovid. Aber unsere Stelle erinnert mehr an frühkaiserzeitliche Epigramme (Secundus A.P. 16, 214; Philippus 16, 215), wo die siegreichen Eroten die Götter unterwerfen und als Beute den Thyrsos des Dionysos, den Bogen des Apollon, die Keule des Herakles usw. mitnehmen. Ähnlich an unserer Stelle: Dionysos bot als Liebesbeute συνορχηστὴν ὕρσον, «den Thyrsus, den er beim Tanzen in der Hand hielt». Und an wen geht die Beute? Ἴνδῶι und παιδί sind beides Dative. Sie gehören vielleicht zusammen. Dagegen spricht aber, dass die Wörter so weit voneinander getrennt sind. Nehmen wir also an, dass jede Zeile gewissermassen selbständig ist: In 15 wäre dann ein Name oder ein Substantiv zu Ἴνδῶι zu ergänzen, in 16 denkt man an ein Partizip, also ἐ[πισχόμενος, «einem Knaben (emphatisch) seinen Thyrsos übergebend». Aber wer war dieser Inder? Aus Ps.-Klemens (Hom. 5, 12, 2) und anderswoher kann ein ziemlich umfängliches Verzeichnis der Dionysosliebschaften zusammengestellt werden: Achilles, Adonis, Ampelos, Hermaphroditos, Hymenaios, Prosymnos, Staphylos. Von diesen treten drei in den Dionysiaka des Nonnos auf: Hymenaios und Staphylos beim Indischen Kriegszug, Ampelos vorher. Diese drei werden alle mit Hyakinthos verglichen. Unser bester Prätendent wäre an sich Ampelos: Dionysos liebte ihn, sagt Nonnos (10, 250ff.); er starb, und in des Toten Hand legte der Gott – gerade wie hier – einen Thyrsus (11, 238). Aber Ampelos war kein Inder und war auch niemals in Indien. Auch hier kommt eine unbekannte Mythenversion in Frage, oder eine dichterische Nachlässigkeit wie bei Hylas, dem Thraker. Jedenfalls haben wir noch eine kleine Liebesgeschichte kennengelernt: Dionysos und der Inder.

Wenden wir uns endlich dem am stärksten verstümmelten Teil des Gedichtes zu. Z. 4 τρίποδα, 9 Ἰακίνθου: Apollon und Hyakinthos. Also eine dritte Liebeserzählung? Und nach demselben Muster wie die anderen? Fangen wir mit Z. 3 an und vergessen wir unsere wissenschaftliche Behutsamkeit. «Apollon, der seinen Kopf mit Lorbeer bekränzt (ἀμφιπυκάσας) und auf dem heiligen Dreifuss thront, der in seinem Heiligtum (σηκοί) mit unfehlbarem Mund sich verlauten lässt (φθεγγόμενος στόματι), gibt jetzt keine Prophezeiung mehr

(οὔτινα χρησμόν), weder über gutes noch über schlechtes Erleiden (κακοῦ πάθεος), sondern (Z. 9) legte den Lorbeer zu Füßen des Hyakinthos nieder, selbst den Zweig tragend, den sonst die Bittflehenden tragen.»

Hier steht nur Hyakinthos fest; in den Einzelheiten bleiben viele Ungewissheiten, zu deren Behandlung die Zeit hier nicht ausreicht. In Z. 7 ist das Versende entweder vom Schreiber falsch geschrieben oder von mir falsch gelesen. In Z. 10 sehe ich ἰκετηριάδος, also ein bisher unbekanntes, aber nicht unwahrscheinliches Femininum zu ἰκετήριος, und ich stelle mir vor, der Dichter hat noch einmal ein Paradox erstrebt – der Gott der Bittflehenden wird selbst zum Bittflehenden. Ob auch das erste Distichon hierher gehört, ist nicht auszumachen. «Er löschte sein Feuer», «Schaum erzeugend» oder «aus dem Schaum geboren». Apollon, als die Sonne, ist feurig, so auch Zeus, auch Hephaistos. Aber auch Liebe ist ein Feuer, und die Gottheit der Liebe aus dem Meer geboren. Ich sehe nicht, wieviel buchstäblich, wieviel bildlich zu nehmen ist.

Wagen wir es nun also, einen gegliederten und ergänzten Text vorzuschlagen:

	]ς ζβέεε δ' ἐὸν πῦρ		ἦδὲ Κιθαιρῶνος δρυμοχόρου[
	] . . [ ] ἀφροτόκοις		μύστις σὺν βάκχαις ὧν ἴα[
	] . γ . . . ὄν ἀμφιπυκάσσας		ἠχῆς εὐπατάγου πρὸς πόδα[
	] . . . . ν τρίποδα	15	Ἴνδῶι σκύλον ἔρωτος ἐθήκα . [
5	] . . . ὄνην ὑπὸ σπηλαίων		παιδὶ στυγερῆς τῆς θυρῶνος ε[
	] . μενος στόματι		ναὶ μὴν Ἀλκμήνης κρατερός [
	] . . ριον οὔτιναχρηνημο .		ἦδὲ λεοντείην ὡς ποτ' ἔναιρε βίτην
	] . α . ου πάθεος		ἠϋκόμου Θρηϊκός Ἰγλα κατετη . [
	]παραὶ ποσὶ ὑπὸ Ἰακίνθου	20	ἄλλοις ἔρωτα λαβὼν πρὸς δεξ[
10	] ὧν ἰκετηριάδος		πάντα δαυεὶς χῶρον μάλ' ελε[
	] Γμῶλοιό τε πέζαν		ρύσσασθαι χαλεπῶν θυμὸν ε[
			ψυχῆ, πρὸς τίνα μῦθον ἔχω κα . [

Fassen wir zusammen, was sich ohne Zweifel sagen lässt: Der Dichter hat mehrere mythologische Geschichten kurz erzählt und aneinandergereiht. Apollon und Hyakinthos, Dionysos und Ampelos, Herakles und Hylas. Was haben sie miteinander gemein? (1) Der Liebhaber ist ein Gott. (2) Der Geliebte ist ein Knabe. (3) Der Gott demütigt sich vor dem Sterblichen. Dazu kommt vielleicht – das gilt wenigstens für Hylas und Hyakinthos – (4) Der Knabe stirbt vorzeitig. Jetzt ist aber zu fragen: Wozu dienen diese Erzählungen? Prinzipiell könnte man zwei Möglichkeiten erwägen: Es handelt sich um Geschichten an und für sich, oder es handelt sich um Exempla-Geschichten, die auf irgendeine 'Moral' deuten. Im zweiten Fall kann auf mehrere Wendungen der 'Moral' verwiesen werden, zum Beispiel: (1) «Auch die Götter verlieben sich: warum nicht ich?» (das Motiv schon in der attischen Tragödie); (2) «Auch die Götter

verlieben sich in Knaben» (schon bei Theognis); (3) «Auch die Geliebten der Götter sterben vorzeitig»; (4) «Die Geliebten der Götter waren schön, schöner aber mein Geliebter» (so Meleagros, A.P. 12, 128) usw.

In dieser Flut von Möglichkeiten hätte die allerletzte Zeile (23) Rettung bringen können. Sie bietet gewiss etwas Neues: ein Verbum in der ersten Person. «O meine Seele» (oder «O meine Liebe?»), «wen spreche ich an?», oder «wen soll ich ansprechen?». Aber auch hier herrscht das Entweder-Oder. Stehen diese Wörter innerhalb der Erzählung, sagt Herakles: «Wen bitte ich um Hilfe?» Oder stehen sie ausserhalb, spricht der Erzähler selbst? Und dieser Erzähler: War er eine Schöpfung des Dichters oder der Dichter persönlich? Argumente gibt es, Beweise nicht. Bei der ersten Möglichkeit vermissen wir ein *verbum loquendi*. Bei der Annahme, es sei mit einer Rede fortgefahren worden, wäre diese Geschichte beträchtlich länger gewesen als die anderen. Bei der zweiten müssten wir vermuten, der Erzähler, der diese mythologischen Beispiele anführt, sei selbst keine mythologische Gestalt gewesen, also ein Mensch, sei es ein fingierter Erzähler, sei es der Dichter selbst. Jedenfalls wären die Erzählungen Exempla und dienten, wenn das aus der Frage des letzten Verses herauszulesen ist, dem Zweck, jemanden zu überreden: «Das sind die Geschichten», sagt er, «aber meine Liebe ist taub». Der genaue Zusammenhang ist noch undeutlich. Die Überredung könnte sowohl einem Mädchen – ‘Du bist zu schwierig; ich wende mich, nach göttlichem Vorbild, Knaben zu’ – wie einem Knaben gelten. Wie dem auch sei, bleibt als Wichtigstes: Eine Reihe mythologischer Exempla gipfelt in einer Ich-Aussage. Das aber erinnert mich nicht an irgendeinen griechischen Dichter, es erinnert mich an Properz.

So kommen wir zum Hauptpunkt. Aber zuerst ein paar Worte über unseren Dichter: Wer war er, und wann lebte er? Die Indizien sind allzu spärlich. Wortschatz: *ναὶ μὴν* nur hellenistisch und kaiserzeitlich bezeugt; *ἄπροτόκος* nur bei Nonnos; *εὐπάταγος* und *δρυμόχορος* neu und merkwürdig, das zweite anspruchsvoll. Metrik: genügend, aber nicht kallimacheisch (man beachte in Z. 1 Wortende nach dem vierten Longum); soweit ich sehe, keine besondere Berücksichtigung des Wortakzents. Motive: der indische Feldzug des Dionysos, die Beute der Liebe, tauchen erst in hellenistischer und römischer Zeit auf; das Wort *χῶρον* (21) und das Hylas-Exemplum könnte der Dichter nebeneinander im 13. Idyll des Theokrit gefunden haben. Stil: der Dichter erlaubt sich in platten, kurzatmigen Sätzen eine Art Witzelei (Apollon als *ικέτης*, die grösste Mühe des Herakles). Wie immer bleibt es fraglich, wieviel davon der Zeit, wieviel der Begabung des Dichters zuzuschreiben ist. Aber meines Erachtens spricht alles für Kaiserzeit. Aus derselben Zeit ist auch unsere Abschrift, eine dilettantische Abschrift, wie schon betont worden ist, dieser dilettantischen Verse. Es könnte sehr wohl sein, dass der Schreiber und der Dichter ein und derselbe sind, d. h. unser Papyrus enthielte dann ein Autograph. Das würde kaum erstaunen. Die Oxyrhynchitischen Schutthaufen wimmeln von kleinstädtischen Verseschmieden. Unser Dichterling nimmt damit eine Sonderstel-

lung ein, dass er nicht Hexameter schreibt wie die Menge, sondern Elegien, also nicht Homer nachahmt, sondern – wen? Ein Vorbild muss es ohne Zweifel gewesen sein; sagen wir auch, ein griechisches Vorbild (vor dem 4. nachchristlichen Jahrhundert war die lateinische Literatur in Ägypten sehr wenig bekannt; nicht gerade unbekannt, wie aus dem Katabasisgedicht von Bologna zu sehen ist, wo ein griechischer Dichter des 2. Jahrhunderts Vergil nachahmt – aber den meisten ganz fremd). Wir ahnen also im Hintergrund ein schattenhaftes früheres Gedicht, griechisch, aber an Properz erinnernd.

Und damit stehen wir vor einem Problem, das noch immer zu den umstrittensten der Philologie gehört, d. h. vor der Frage des Ursprungs, oder besser der Ursprünge, der römischen Liebeselegie. Hier sind Sie natürlich viel sachverständiger als ich. Es sei mir nur erlaubt, gewisse Elemente des Problems kurz anzudeuten.

Properz behauptet ausdrücklich, ein Nachahmer des Philetas und des Kallimachos zu sein. Man glaubte ihm und schloss daraus, dass eine griechische, und zwar hellenistische Liebeselegie einmal existiert habe. Das wurde im 19. Jahrhundert allgemein angenommen. Dann brach der Aufstand los. Felix Jacoby verdankt die Philologie die Unterscheidung, die seither in der Forschung dominiert, zwischen subjektiver und objektiver Elegie, zwischen römischen Dichtern, die in der ersten Person von ihrer eigenen Liebe sprechen, und hellenistischen Dichtern, die – von kurzen Epigrammen abgesehen – in der dritten Person von mythologischen Liebschaften erzählen: Die römische Elegie wäre also nicht eine Nachahmung der griechischen Elegie, sondern eine Erweiterung des griechischen Epigramms; diese Neuerung hätte ein grosser Revolutionär, Cornelius Gallus, geschaffen.

Lassen wir die Gallusfrage beiseite. Bekanntlich haben andere für Catull die Ehre eines Vaters der Elegie beansprucht. Bis vor kurzem waren die Ansprüche des Gallus nicht zu widerlegen. Einem Nichts kann man allerlei zuschreiben. Jetzt haben wir zwar ein paar Verse, die der Jacobyschen These nicht widersprechen (wie neuestens Wilfried Stroh, *Poetica* 1983, behauptet hat), sie aber auch nicht bestätigen, weil sie (das ist die Tücke des Zufalls) selbst aus Epigrammen kommen. Damit wird aber der allgemeine Streit um das Vorbild eher durch neue Argumente als durch neue Beweistexte weitergeführt. Was, sagt man, sind die Kennzeichen der römischen Elegie? Im Hinblick auf die äussere Form: das Metrum, die Länge, der Einschluss in Zyklen; im Hinblick auf die innere: die Ich-Erzählung, die gelehrt-mythologische Färbung, die moralisch-leidenschaftliche Rhetorik (der Dichter als Sklave, die Geliebte als Verräterin). Verschiedene Elemente sind bei verschiedenen Vorbildern zu suchen. Eine erotische Ich-Erzählung tritt in der frühgriechischen Elegie auf. Das hat Francis Cairns neuerdings betont. Elegienzyklus, erotische Geschichten, Ich-Erzählung könnten von den Aitien des Kallimachos übernommen sein; das hat Mario Puelma in *Mus. Helv.* 1982 ausführlich dargetan. Aber alle Steine im selben Steinbruch beieinander zu finden ist bisher nicht gelungen.

Das könnte natürlich Zufall sein. Die Lücken unserer Überlieferung sind ungeheuer. Catull hat mindestens eine Elegie des Kallimachos übersetzt (vgl. Cat. 116, 1–6); aber unter den kallimacheischen Fragmenten ist auch nur ein einziges erhalten, das die spielerisch-erotischen Kleingedichte des Catull vorwegzunehmen scheint (fr. 401), und das verdanken wir der metrischen Neugier des Hephaestion. Für den Papyrologen ist alles Zufall. Der Zufall hat uns einen Liller Papyrus geliefert, woraus ein neues Kallimachosgedicht, Der Sieg der Berenike, rekonstruiert werden kann. Damit sind wir endlich, nach so vielen Jahrhunderten, imstande, das Proömium zum dritten Buch der Georgika zu verstehen. Der Zufall spielt uns einen noch nicht publizierten Wiener Papyrus zu, der die Anfangsverse von 170 unbekanntem frühhellenistischen Epigrammen enthält. Mitten unter diesen waren Gedichte von 40 und von 52 Versen, Epigramme, wie es scheint, aber von elegischer Länge. Die ganze Kategorisierung in Gattungen, die in der Forschung so laut getönt hat, wäre demnach in Frage zu stellen. Sogar eine Gattung selbst kann vom Zufall erledigt oder wiederbelebt werden. Man denke an den Roman des Petron. Längst galt die Theorie eines griechischen Vorbildes nur noch als verwegener Einfall von Wilamowitz. Heute bieten uns zwei verschiedene griechische Papyri zerfetzte Schelmengeschichten mit eingefügten Versen. Überall Zufall.

Soweit die Predigt. Aber Tatsache ist es, dass (um mit Stroh zu reden) «noch immer kein Fetzen einer Elegie entdeckt ist, die den Anspruch erheben könnte, Vorbild für die Dichtung des Tibull und Propertius gewesen zu sein». So komme ich auf unsere Kleinigkeit zurück. Nehmen wir an, dass dieser Dichterring ein Vorbild nachahmte: Das ist wahrscheinlich. Nehmen wir an, dass dieses Vorbild griechisch, und zwar hellenistisch war: Das ist auch wahrscheinlich. Nehmen wir an, dass in der letzten Zeile der Dichter selber, nicht ein fingierter Erzähler spricht: Das ist möglich, und nichts weiter. Dann sehen wir eine Reihe von mythologischen Exempla, die eine persönliche Aussage einführen, und zwar nicht irgendwelche Exempla, sondern Exempla, die die Selbstdemütigung des mächtigen Liebhabers vor dem schwachen Geliebten veranschaulichen. Sowohl das *servitium Amoris* wie auch die aneinandergereihten Exempla könnten an Propertius erinnern. Hat der Zufall uns ein neues Teilchen des Puzzles zugespielt? Kommt, vom ägyptischen Dilettanten widergespiegelt, einer der Lehrmeister des Propertius in Sicht? Ich erwarte Ihre Skepsis.